

religiösen Austausch von Gülen-nahen Organisationen. „Unter dem Druck der politischen Entwicklungen in der Türkei hat eine Öffnung der Hizmet-Bewegung auf die deutsche Gesellschaft hin stattgefunden“, sagt *Thomas Lemmen*, Geschäftsführer der Christlich-Islamischen Gesellschaft. „Viele Menschen und Vereine aus dem Umfeld der Hizmet-Bewegung engagieren sich vermehrt und sehr professionell im interreligiösen Dialog.“

Auch für Christen hat sich manches getan: Im Stiftungsrat war die katholische Kirche anfangs allein durch den Theologen und Religionswissenschaftler *Johann Ev. Hafner* vertreten. Die orthodoxe Kirche schien komplett zu fehlen. Inzwischen ist die katholische Kirche im Kuratorium mit Erzbischof *Heiner Koch* auch als Institution präsent. Mit dabei ist außerdem Archimandrit *Emmanuel Sfiatkos*, Vikarbischof der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland. Das Erzbistum Berlin begrüßt auf Nachfragen der „Herder Korrespondenz“ die Zusammenarbeit für das House of One. „In Berlin erlebe ich immer wieder ein Nebeneinander der Religionen“, so Dompropst *Tobias Przytarski*. Ich wünsche mir eine größere Kontinuität im Gespräch und gegenseitigen Austausch.“ Dafür könne das House of One sicher ein guter Ort sein.

„Wir sind für das House of One exemplarisch unterwegs“, sagt Gregor Hohberg. „Wir haben aber keinen Alleinvertretungsanspruch.“ Die Träger verstanden sich vielmehr als „Erstbewohner“: „Wir verpflichten uns aber dazu, andere Religionsgemeinschaften aktiv einzubinden.“

Gegenseitiger Respekt ist nötig

Wie das in der Praxis aussehen kann, die Frage beschäftigt derzeit mehrere Arbeitsgruppen. Kompliziert wird das schon mit der architektonischen Konzeption: Geplant sind drei Sakralräume: einer für Juden, einer für Christen und einer für Muslime. Alle drei sollen sich um einen 40 Meter hohen Ziegelbau gruppieren. Gottesdienst und Gebet sollen getrennt stattfinden. Der Zentralbau ist laut Ausschreibung als „Raum der Begegnung“ gedacht. Geplant sei demnach ein Gotteshaus, das die drei

monotheistischen Religionen Judentum, Islam und Christentum gemeinsam betreiben, „ohne ihre je eigenen Identitäten zu vermischen“. Wie aber sehen diese Identitäten aus?

In den Sakralbauten ist keine strikte räumliche Trennung vorgesehen. Jeder der drei Flügel soll von sämtlichen Konfessionen einer Weltreligion gemeinsam genutzt werden. Den Kirchenraum etwa wolle das Projektteam laut Pfarrer Gregor Hohberg so konzipieren, „dass auch katholische und orthodoxe Geschwister darin feiern können“. „In Sakralräumen soll die eigene Tradition in Fülle gelebt werden“, so Hohberg, „in ökumenischer Offenheit.“ Wie das in der Praxis aussehen wird, steht noch nicht endgültig fest. Insgesamt seien sie als Christen bereits erfahren im ökumenischen Austausch, so Dompropst Przytarski. „Was Verständnis füreinander oder auch das Verhandeln von Gemeinsamkeiten angeht, bringen wir einiges an Erfahrung mit.“

An sich ist der Wunsch nach einem interreligiösen Forum wie dem House of One keine völlig neue Idee. In der Hauptstadt gab es immer wieder Projekte der Zusammenarbeit. Seit Februar 2020 etwa unterhält das Erzbistum Berlin eine eigene Kommission für interreligiösen Dialog. „Mehrfachnutzung von Gottesdiensträumen ist aus verschiedenen Gründen mancherorts längst Normalität“, sagt Thomas Lemmen. In einigen Kirchen fänden schon jetzt nacheinander katholische wie auch evangelische oder orthodoxe Gottesdienste statt. Es komme außerdem auf die Art der Nutzung an: „Wir haben es beim House of One nicht mit typischen Gemeinderäumen zu tun“, so Lemmen. „Es ist vielmehr ein christlich-jüdisch-muslimischer Gebets- und Projektraum.“ Er könne sich vorstellen, dass besonders bildungsinteressierte Besucher wie zum Beispiel Schulklassen zum House of One kommen: „Besucher erleben hier interreligiösen Dialog in der Praxis“, so Lemmen.

Hohberg rechnet dagegen mit einer „guten Berliner Mischung“: „Hier können Menschen unterschiedlicher Religionen zusammenkommen, so

wie wir das aus der Hauptstadt kennen“, so Hohberg. In Zukunft, werde es möglicherweise sogar eine eigene House-of-One-Gemeinde geben, „für die man heute noch gar keine Form und Fassung hat“. Das House of One erhalte jetzt bereits Anfragen zu interreligiösen Gottesdiensten. So erstelle eine Arbeitsgruppe Liturgie gerade ein Handbuch mit Ideen zu interreligiösen Hochzeitsfeiern.

Herausforderung Multireligiosität

Dompropst Tobias Przytarski sieht eine gemeinsame Gestaltung von Gottesdiensten allerdings noch skeptisch: „Wir feiern keine multireligiösen Gottesdienste“, sagt Przytarski. „Rituale wie Gebete und Segen finden – in großem Respekt vor den unterschiedlichen Traditionen – in der Praxis normalerweise nacheinander oder nebeneinander statt, so verstehe ich auch Pläne für das House of One.“ Gemeinsame Veranstaltungen im zentralen gemeinsamen Raum des Gebäudes könne er sich gut vorstellen: „Wir können uns aber nicht wünschen, dass ein Versuch unternommen wird, alle Religionen in eine Form zu pressen“, so Przytarski. Denkbar seien katholische Gottesdienste mit Erklärungen für Besucher.

In den letzten Monaten wurde das House of One bereits mehrfach als Diskussionsplattform für interreligiösen Dialog wahrgenommen. Religion und politische Diskussionen vermischen sich dabei häufig. Das House of One erhalte oft Anfragen bei Konflikten, so zum Beispiel bei Terroranschlägen, sagt Hohberg: „Wir versuchen damit nicht parteipolitisch umzugehen sondern uns ganz auf das geistige Wirken zu konzentrieren.“ Mit Konflikten wolle das Haus offen umgehen und zum Gespräch einladen. Dompropst Przytarski warnt allerdings vor zu starker Vereinnahmung. „Das House of One ist – beispielsweise für Gedenk- oder Trauerrituale – auch für die Politik und den säkularen Staat ein guter Ort. Das House of One staatlich zu fördern, geschieht in der guten Absicht, das Miteinander der Religionen zu fördern“, sagt Przytarski. „Es muss aber in der Verantwortung und Zuständigkeit der Religionen bleiben.“ ■

Vom Umgang mit dem Sterben in der Corona-Pandemie

Der bildlose Tod

Durch den Corona-Virus ist der Tod in der Gesellschaft so präsent wie nie zuvor. Die Statistik mit den Verstorbenen des vergangenen Tages ist zum alltäglichen Begleiter geworden. Doch die fehlenden Darstellungen und Bilder dieser Toten machen deutlich: Das Sterben und der Tod werden immer mehr zu einer individuellen und einsamen Angelegenheit. VON THERESIA HEIMERL

Unzählige Gedichte über den Tod gibt es. Und keines davon passt, um einen Essay über den Tod und die Toten in der aktuellen pandemischen Situation zu beginnen. Der Tod ist, vielleicht zum ersten Mal seit 4000 Jahren, wenn wir beim Gilgameschepos beginnen, keine poetische Angelegenheit mehr – und auch keine religiöse, wie sich noch zeigen wird.

Natürlich war der Tod nie poetisch oder heroisch oder mit sonst einem erhabenden Adjektiv treffend zu bezeichnen. Aber die Tatsache, welche narrativen Strukturen und Symbolsysteme ihn thematisieren, gibt ein sehr genaues Bild der jeweiligen Kultur und Gesellschaft. Oder anders formuliert: Die Geschichte des Todes ist auch eine des Lebens und der Welt. Wenn aktuell kein Gedicht über den Tod passt, obwohl er doch seit einem Jahr allumfassendes Thema ist, lohnt sich ein genauer Blick. Was zeichnet die Wahrnehmung und Darstellung des Todes in ihrer Neuartigkeit und Unterschiedlichkeit zu bisherigen Formen aus? Was sind die Gründe für diese neuen, anderen Umgangsformen mit dem Tod und den Toten? Und was sagt diese neue, pandemische Thanatologie schließlich über uns und unsere Welt? Hat Religion dazu noch irgendetwas zu sagen? Was werden Kunsthistoriker, was Literaturhistoriker künftiger Jahrhunderte auf der Suche nach Todes- und Totenbildern der Pandemie 2020/2021 finden?

Natürlich mehr als reiches dokumentarisches Material: Nachrichten ohne Ende, staatliche Informationskampagnen

in mehr oder weniger gelungenen TV-Spots. Wissenschaftliche Analysen aus Medizin und Wirtschaft sind zweifelsohne für Kulturhistoriker und -theoretiker interessant. Doch wo sind die Bilder, die sich in eine Linie stellen lassen mit den mittelalterlichen Totentänzen, den barocken Sensenmännern, den schwindsüchtigen Jünglingen der Romantik und des Fin de Siècle, wo sind gar Frau Pest aus den Volkssagen oder der Rote Tod *Edgar Allan Poes*?

Facettenreiche Bildwelt des Todes

Der Tod, den die Pandemie bringt, ist schon auf der visuellen Ebene ein entpersönlichter, seine einzige Darstellung ein vielfach vergrößertes blaues schimmerndes, stacheliges Virus, manchmal auch grau mit roten Spikes. Der Tod ist kein egalisierender Herrscher, kein frivoler Dandy, kein Meister aus Deutschland. Der Tod ist kein Er und keine Sie, sondern Folge naturwissenschaftlicher Vorgänge. Dieser prosaischen Deutung entspricht auch die ikonographische Darstellung der Toten: Es sind keine expressiv hingestreckten Heldenkörper, die uns so lange in der europäischen Tradition begleitet haben. Es sind auch nicht die bleichen, ausgezehrten, entstellten Leichen spätmittelalterlicher Gemälde und schon gar kein Reigen der Stände, der hinter dem Tod her tanzt.

Doch die neuen Toten sind auch keine Toten des 20. Jahrhunderts mehr, deren Leid in brutaler Direktheit von Fotografen in den Schützengräben des Ersten, den Todeslagern des Zweiten Weltkriegs oder im entlaubten Dschungel

Vietnams festgehalten wurde. Ja nicht einmal *Oliviero Toscani* hat einen der an Covid Verstorbenen für ein Werbeplakat zweckentfremdet.

Die Toten des letzten vergangenen Jahres sind bildlos. Nichts in den Darstellungen ihres Todes lässt ein Anknüpfen an die reiche Thanatographie der letzten 2000 Jahre zu. Nur am Anfang, in den ersten Wochen der Pandemie, sahen wir noch letzte Hinweise darauf, dass die täglichen Zahlen, Grafiken und Statistiken Verweise sind auf Menschen. Auf tote Menschen. Wir sahen Krankenhausbetten aus der Ferne. Und Särge, die kein Grab mehr fanden und quer durch unser südliches Nachbarland Italien transportiert wurden. Ausgehobene Massengräber, das war schon wieder ganz weit weg, in Südamerika. Jenes Bild, das noch am ehesten an die Bildtradition des pandemischen Todes und seiner Opfer anknüpfen konnte, die Särge, die in Militärlastwagen zu weit entfernten Friedhöfen gefahren wurden, ist nach einem Jahr Pandemie rückwärts gelesen der Link zur neuen Wahrnehmung der Toten: als Problem der modernen Logistik, als Störung des konstanten Stromes an Waren, Dienstleistungen, Vergnügungen. Die Toten in den gestapelten Särgen wurden nicht als einprägsames *Memento mori* kodiert, sondern als *Memento ordinis*, als düstere Warnung, dass die Ordnung der Lebenden zusammenbrechen könnte, wenn die strengen Regeln des Staates nicht eingehalten würden.

Und doch waren diese Toten noch materiell in ihrer letzten Ummantelung als



Theresia Heimerl, geboren 1971, Studium der Deutschen und Klassischen Philologie und Katholischen Theologie in Graz und Würzburg, Dr. phil. 1998, Dr. theol. 2002. Habilitation über den „Körper in Patristik, Gnosis und Manichäismus“, seit 2003 a.o. Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz.

ehemalige Menschen erkennbar. Diese letzten Bilder der alten Ikonographie des Todes sind mittlerweile verschwunden. Die Toten sind ausschließlich als Zahlen in Grafiken präsent. Sie sind zu täglich wachsenden oder abnehmenden Balkendiagrammen abstrahiert. Wir sehen sie jeden Morgen, wenn wir das Portal der Online-News öffnen, bekommen sie jeden Abend mit ernster Miene in den öffentlich-rechtlichen Nachrichten serviert.

Die Pandemie hat hier zweifelsohne beschleunigt und verdichtet, was kritische Zeitgenossen in den letzten Jahrzehnten wahrnahmen: Der Tod und damit der oder die Tote wird in seiner schieren irdischen Vergänglichkeit als Leiche den Blicken selbst der Angehörigen immer mehr entzogen, der Transit vom Leben zum Tod in spezielle Warteräume ausgelagert, die schon vor der Pandemie von der Welt der Lebenden sauberlich getrennt waren. Doch zumindest nach dem endgültigen Verlassen dieser Welt der Lebenden war der Tote noch höchst individuell präsent und in ein archaisches Repertoire an Handlungen und Vorstellungen eingebettet – seien es traditionelle kirchliche Begräbnisriten oder auch neue, (vermeintlich) alte Bestattungsformen im Wald oder unter Bäumen.

Paradoxerweise sind die Toten und ihr Tod seit Beginn der Pandemie öffentlicher, als sie es seit dem Ende des letzten Krieges in Europa waren, und zugleich der Öffentlichkeit als Tote im Sinn individuellen Lebensendes und gemeinschaftsstiftender Trauer entzogen. Die Art ihres Todes, das Sterben an einer ansteckenden Krankheit, isoliert sie nicht nur im Sterben, was auch bisher für diese Art von Todesursache galt, sondern sie ist auch Grund für fehlende Begleitung in das Danach: auf nacktem Steinboden im Sarg, bewacht von einem einsamen Priester und überforderter Polizei, darauf wartend, auf einen Friedhof fernab der eigenen Heimatgemeinde verbracht und ohne Angehörige begraben zu werden – diesen Tod hätten wir für die Toten einer reichen Industrieregion so bald nicht erahnt.

Doch selbst abseits dieser radikalen Ausschließung der Toten von jeder Form der heimatlichen Gemeinschaft hat die Pandemie die Rituale des Todes nachhaltig außer Kraft gesetzt: Kein Gottesdienst, nur die allerengsten Angehörigen, die sich im Freien unter Wahrung des Sicherheitsabstandes um das Grab versammeln, um sofort wieder in ihre Autos zu steigen, möglichst, ohne miteinander zu sprechen – diese Verabschiedung teilen seit einem Jahr alle Toten, ungeachtet ih-

rer Todesursache. Der Tod, so scheint es, ist für die Lebenden so kontagiös, dass sie sich so wenig und kurz als möglich in seiner Reichweite aufhalten sollen – doch das ist eine unpassend poetische Redeweise, die heute schlicht „erhöhte Ansteckungsgefahr und Clusterbildung bei Begräbnisfeierlichkeiten“ heißt.

Was lässt uns diesen Umgang mit den Toten so klaglos, so ohne lautes Murren ertragen? Warum geht niemand auf die Straße, um wieder im großen Kreis der Gemeinschaft von den Toten Abschied nehmen zu können? Hindert uns die Vernunft? Fraglich, denn offenen Skipisten und Garagenpartys sind auch nicht vernünftig, offene Geschäfte abseits des Grundbedarfs nicht lebensnotwendiger als ein Begräbnis. Es ist etwas anderes, was uns den schroffen Umgang mit den Toten so gerechtfertigt erscheinen lässt. Diese Toten, die an Covid Verstorbenen, sind die Ursache für unser seit vielen Monaten mühselig gewordenen Leben. Und es sind nicht nur die Toten, sondern die

Todgeweihten, die Sterbenden, an die wir in unserem gefühlten Elend der täglichen Einschränkungen, verlorenen Arbeitsplätze und beengten Lebensverhältnisse gekettet sind.

Ihre Anzahl in den Intensivstationen und der Sterbestatistik bestimmt unser Dasein. Jeden Morgen und Abend starren wir auf diese Zahlen, auf die Grafikbalken, die doch endlich sinken mögen, damit wir unser altes Leben zurückbekommen. Wie oft haben wir es aus dem Mund der medizinischen und politischen Verantwortungsträger gehört: „Solange die Zahlen nicht sinken, können wir keine Lockerungsschritte setzen.“ Ja, waren es nicht die Toten, denen wir die Einschnitte in unser Leben erst zu verdanken haben? Hieß es nicht von Beginn an: „Wenn wir uns nicht an die Maßnahmen halten, wird es viele Tote geben und wir alle jemand kennen, der an Corona gestorben ist.“ Die Toten und jene, die auf dem unumkehrbaren Weg dorthin sind, bestimmen unser aller Leben.

Die Aufgabe der Religion

Was früher das individuelle Los pflegender oder trauernder Angehöriger war, ist jetzt das Schicksal aller geworden. Ihre Einsamkeit im abgeschotteten Seuchenzimmer hat uns alle infiziert, und wenn sie sterben, erhöhen sie den Balken, der über unsere weiteren Schritte im wörtlichen wie übertragenen Sinn entscheidet, ein klein wenig zu unseren Ungunsten. Es sind nicht die wandelnden Leichen der Zombie-Apokalypse, die wir heldenhaft erledigen können, von denen wir überrannt werden, sondern die stillen,

Die Religion ist nicht mehr Teil des Todesnarrativs.

unsichtbaren fast schon Toten und die ohne Geleit Begrabenen, die an uns nach dem Talionsprinzip Rache nehmen: Ihre Anonymität und Abstraktion, in die sie die Wissenschaft, auf die wir unsere ganze Hoffnung setzen, gießt, fällt auf uns zurück – und dafür hassen wir sie insgeheim ganz tief in unserem Herzen. Ihr Tod ist auch unser Untot-sein in einem Schattenreich, wo jede zeitliche und räumliche Kontur sich als trügerisch und haltlos erweist. Vielleicht zum ersten Mal in einem solchen großen Sterben in der westlichen Welt ist Religion kein Teil des Todesnarrativs mehr. Was lange die Königsdisziplin der Religion war, die Erklärung des Todes und seine Einhegung durch das Versprechen auf ein Leben im Jenseits, in das der Tod nur Wegbegleiter war, ist zum ersten Mal (seit immer) gänzlich Teil des *saeculum*s geworden. Dieser Tod und diese Toten sind die ersten ihrer rein säkularen Art in großem Stil. Nach dem Tod von Millionen Menschen in der Mitte des 20. Jahrhunderts war zumindest allenthalben noch eine Anklage, eine aktive Absage gegen tradierte Trostreden und -angebote der großen Religionen angesichts des Todes zu vernehmen, erlebte die Theodizee ihren letzten Höhenflug. Selbst die Toten kommunistischer Regime waren noch Teil eines antireligiösen Gegennarrativs, der Atheismus eröffnete auch die Denkmöglichkeit einer anderen Todeserzählung.

Tod und Tote der Pandemie sind keine religiöse Angelegenheit mehr. Und das liegt nicht daran, dass religiöse Institutionen in ihrem Handeln durch epidemiologische Restriktionen eingeschränkt sind oder sich einschränken lassen, wie ihnen manche Gläubige oder auch Amtsträger in den eigenen Reihen vorwerfen. Ein Todesbild bar jeder Personalität ist nur die dunkle Reflexion des längst geschwundenen Glaubens an einen personalen Gott, den uns alle soziologischen Studien seit Jahren diagnostizieren. Wofür bräuchten wir ihn auch, den Tod früherer Jahrhunderte, wo er uns doch nur in ein schemenhaftes Niemandsland führen könnte oder gar nirgends mehr hin. Der Tod ist eine Sackgasse der Existenz, ein *dead end* in der Topographie des Lebens, in das uns der großflächige Ausfall des Navis führt, wie wir ihn gerade erleben. Die Untoten der Schauerlegenden früherer Jahrhun-

derte legten abschreckendes Zeugnis dafür ab, was passierte, wenn der richtige Weg vom Leben zum Tod und ins Jenseits verlassen oder nachlässig begleitet wurde, und mahnten so die Hinterbliebenen zur genauen Befolgung aller Rituale des Todes.

Wofür, so muss man heute ganz ohne Provokation fragen, brauchen wir diese Rituale noch, wenn der Weg des Toten nirgends mehr hinführt? Was fehlt uns, wenn feierliche kirchliche Begräbnisse fehlen müssen in Zeiten der Pandemie? Das Treffen mit entfernten Verwandten, der Leichenschmaus, die Blasmusik – all diese äußeren Hüllen eines schon heimlich vor einiger Zeit gestorbenen Todes der alten Ordnung? Entspricht womöglich unser aktueller Umgang mit den Toten, ihre Reduktion auf eine Störung des Lebens der entfalten und kapitalisierten Moderne, schon länger unserem Verständnis von Leben und Tod? Hassen wir die Toten ganz heimlich schon länger, weil sie uns daran erinnern, dass unser Leben im Hier und Jetzt noch immer nicht ewig ist, auch wenn wir mit allen Mitteln der Technik daran arbeiten? Die Toten sind letztlich doch, selbst in anonyme Balken gepresst, ein konstantes *Memento mori*.

Der Tod hat sein Bild unmerklich unseren neuen Ängsten angepasst: Wir haben keine Angst mehr, dass er uns als Knochenmann mit seiner bleichen Hand um den Busen streicht, wie einst bei *Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau*. Unser Tod trägt einen luftdichtverschlossenen Kunststoffanzug und er berührt uns nicht mit seiner bleichen Hand, er ist kontakt- und gesichtslos. Wir fürchten nicht, dass er uns vor das Gericht und im *worst case* in die Hölle bringt. Wir fürchten uns davor, von unseren Mitmenschen auf anonyme Balken in einer Statistik reduziert zu werden. Wir fürchten uns davor, in der Isolation der Seuchenstation gerade noch lebende Tote zu werden, die ihre Freunde und Bekannten mit fiebernder Hand am Rockzipfel gepackt und im Lockdown halten. Wir fürchten uns davor, als Beschweris, als Hindernis für das Leben der anderen erinnert zu werden. Wir fürchten uns davor, als bloß unerfreuliche, lebensbehindernde Grafik in Erinnerung zu bleiben, als viel zu große Anzahl an Toten, von der sich die Lebenden erdrückt fühlen.

Eine klassisch theologische Rede über den Tod pflegt mit einem hoffnungsfrohen Ausblick zu enden. Dass dies für diesen Beitrag leider nicht möglich ist, liegt angesichts der bisherigen Ausführungen auf der Hand. Wohl aber möchte ich für das thanatologische und eschatologische Büro im Homeoffice eine Bildbetrachtung mitgeben. Aus all den Bildern des letzten Jahres zum pandemischen Tod und seinen Toten in öffentlichen Medien ist mir eines als anders in Erinnerung geblieben: Die Verkehrsbetriebe meiner Heimatstadt zeigten auf ihren Infoscreens im Herbst, als die zweite Welle schon längst sichtbar war, eine Fotografie aus einem Tierheim in Barcelona: viele Katzen von Covid-Toten, die verloren in einem Hof warteten. Hier sind die Toten bildlos und gleichzeitig in ihrer Abwesenheit als Individuen, die geliebt und gebraucht wurden, präsent.

Noch tiefer unter dem Hass in unserem Herzen verbirgt sich die Trauer. Wir sind sprach- und erstmals auch bildlos angesichts des Verlustes, der mit jedem anwachsenden Balken der Statistik größer wird. Diese Toten, jeder einzelne, sie fehlen uns, mindestens ebenso wie den Katzen. Der Tod, der für uns kein Gesicht mehr hat, das wir anklagen könnten, hat sie uns weg- und mit sich genommen. Dass wir nicht mehr wissen, wohin, macht es nicht besser. ■



INSTITUT SIMONE WEIL
Lehrhaus für Psychologie und Spiritualität

kontakt@lehrhaus.de

Leadership Sinnzentriert

mit Dr. phil. Dipl. theol. Markus Grun

Leitungstheorie 13.-16.05. 2021

Leiten durch Persönlichkeit

08.-11.07. 2021

Leitungspraxis 03.-05.09. 2021